

Ciba Zeitschrift

CIBA GEIGY AG
Zentrale Werbung
Basel

SEPTEMBER 1933

BASEL

NUMMER 1



Medizin der Primitiven

E.O. HÖPPE Maurin

Ciba Zeitschrift

SEPTEMBER 1933

BASEL

NUMMER 1

INHALT

	Seite
Zum Geleit	2
Barbaren, Naturvölker, Primitive	3
Von Prof. Dr. phil. H. Plischke, Göttingen	
Krankheit und Therapie bei den Primitiven	7
Von Dr. Eugen Paravicini, Kustos am Museum für Völkerkunde, Basel	
Ueber Herz- und Kreislaufmittel	15
Von Privatdozent Dr. med. F. Uhlmann, Basel	
Krankheit und Krankheitsbekämpfung bei den Pygmäen	17
Von Dr. Paul Schebesta, Wien	
Erwachendes Vertrauen primitiver Völker zum europäischen Arzt	23
Eine Plauderei von Prof. Dr. med. Olpp, Tübingen	
Hans Prinzhorn zum Gedächtnis	28
Von Dr. med. Carl Haeberlin, Bad-Nauheim	
Bücher und Zeitschriften	31

Nachdruck, auch teilweiser, sowie Uebersetzungen, nur mit Genehmigung der Redaktion der Ciba Zeitschrift gestattet

Barbaren, Naturvölker, Primitive

Von Professor Dr. phil. Hans Plischke, Göttingen

Der griechisch-römische Kulturkreis erblickte „Barbaren“ in den Völkern, die außerhalb des antiken Kulturbereiches lebten. Noch im 7. und 8. Jahrhundert bezeichneten die Römer die germanischen Stämme als „barbari“, allerdings mit Ausnahme der Franken, die schon damals stark latinisiert waren. Aber nebenher ging im Altertum über die minderentwickelten Fremdvölker auch eine andere Auffassung, die zeitweise sogar zur Vorherrschaft kam. Man zog nämlich die Sitteneinfachheit dieser Stämme der eigenen kulturellen Uebersättigung vor. Damit erschienen die Barbaren als Träger besserer, glücklicherer Kulturzustände, nach denen man sich sehnte. In der römischen Kaiserzeit wurde diese Idealisierung auch auf die Germanen übertragen. Sie ist in den Schilderungen der Germania des Tacitus unverkennbar.

Im christlichen Mittelalter, wo der Gegensatz von Christ und Nichtchrist alle anderen Unterschiede zwischen den Menschen übersehen ließ, trat der Begriff des Barbarentums zurück. Dafür tauchte die Vorstellung von „Heiden“ und „Götzendienern“ auf für all die Völker, die als Nichtchristen dem Teufel ergeben waren. Nebenher ging aber auch gelegentlich eine Idealisierung des Heiden, die in engster, wörtlicher Anlehnung an griechisch-römische Texte erfolgte.

Im Zeitalter der Entdeckungen galten als Barbaren und Heiden die Neger, die Inder und Indianer, überhaupt all die Völker, mit denen der europäische Kulturkreis unter spanischer und portugiesischer Führung damals in Verbindung trat. In jener Zeit tauchte für den Begriff „Barbaren“ im Deutschen die Bezeichnung die „Wilden“, im Französischen „les sauvages“ auf. Gleichzeitig aber erschien manchem Humanisten, und zwar unter dem Einfluß antiker Vorbilder, die Kultur der überseeischen Völker besser und glückbringender als die eigene europäische. Eine Anteilnahme an fremdvölkischen Kulturen, die man als wissenschaftlich bezeichnen dürfte, besaß man bis zum Zeitalter der Entdeckungen nicht.

Eine weit andere Beziehung zu den Fremdvölkern und ihren Kulturen erhielt das Denken des Abendlandes während des 18. Jahrhunderts, durch das Zeitalter der Aufklärung. Im Streben nach Besserung der menschlichen Lebensverhältnisse beschäftigte man sich mit dem Ausgangspunkt der menschlichen Kultur, mit dem Ur- und Naturzustand. Man hielt auch Ausschau nach Befunden, die diesen Naturzustand zu verkörpern schienen oder ihm mindestens näherstanden als die „Gesittung Europas“. Dadurch, daß man innerhalb der menschlichen Kultur formen-



Menschenfressende „Wilde“
nach De Bry-Merian. Anfang
des siebzehnten Jahrhunderts

starke, gradmäßige Unterschiede feststellen konnte, erhielt man die Ueberzeugung, daß sich diese Verschiedenheiten einordnen ließen in ein Entwicklungsschema, welches aus dem Naturzustand zu dem der Gesittung oder Zivilisation führte. Damit gewannen der Mensch als Ganzes, sowie seine Arten, und die Kulturen der Menschheit und ihre Formenwelten große Bedeutung als wissenschaftliche Objekte. Ueber den Ur- und Naturzustand hatte man zwei Meinungen. Die eine Auffassung fand ihren reinsten Ausdruck in dem englischen Philosophen Hobbes, der für die menschliche Urgesellschaft die Formel prägte: „bellum omnium contra omnes“. Rousseau jedoch und die von ihm bestimmte Kulturphilosophie strebte im Rufe nach Befreiung vom Druck der Kultur zurück zur Gleichheit, zur Einfachheit und Glückseligkeit des Naturzustandes, den namentlich französische Reisende bei überseeischen Völkern noch lebendig glaubten. Die Rousseau'sche Vorstellung vom Naturzustand der Menschheit und die dadurch beeinflusste Betrachtung der Kultur der Fremdvölker ließ die Bezeichnung „Wilde“ bald unzutreffend werden. Im Französischen trat für „les sauvages“ der neutrale Ausdruck „les naturels“ in den Vordergrund. Er geht auf lateinische Wurzel zurück und hatte bisher in romanischen Sprachen als Benennung für Eingeborene überhaupt gedient. Im Deutschen aber prägte man von der Ueberzeugung aus, daß es sich um Völker handle, deren Kulturzustand den der Natur verkörpere, den Begriff „Naturvölker“. Er ordnete sich anderen Neuschöpfungen dieser Epoche wie Naturrecht oder Naturreligion ein. Literarisch faßbar ist das Wort Naturvölker zum erstenmal bei Herder 1784. Das Ziel, die kulturelle Entwicklung der Menschheit aus dem Naturzustand zum Stand der Gesittung zu erforschen, führte zum Aufbau der Menschheitsgeschichte, die durch Iselin, Meiners, Herder u. a. den geschichtlichen Sehkreis über Europa hinaus erweiterte.

Die Wirren, in die die europäischen Staaten durch die französische Revolution und durch Napoleon gerissen wurden, nahmen Europa zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Kraft, sich mit überseeischen Verhältnissen zu beschäftigen. Gleichzeitig lenkte die Geistesbewegung der Romantik die wissenschaftliche Anteilnahme auf das eigene Volkstum und seine Vergangenheit. Aus dieser Begrenzung fand die europäische Geisteswelt den Weg heraus seit Mitte des 19. Jahrhunderts, als die Staaten des Abendlandes, innerlich erstarkt, die letzten, bisher noch nicht besetzten Gebiete der Erde als Kolonien unter sich aufteilten. Damit gewann die Beschäftigung mit den Fremdvölkern und ihren Kulturen wiederum erhöhte Bedeutung.

Gleichzeitig wurde das Geistesleben im Anschluß an die weithin wirkenden Gedankengänge von Charles Darwin durch entwicklungsgeschichtliche



Tasmanierhorde, idealisiert
entsprechend den
Rousseau'schen Ansichten

Aus: Labillardière, Atlas du voyage à la
recherche de la Pérouse. Paris VIII. d. l.
République

Gesichtspunkte stark beherrscht. Ähnlich wie in der Aufklärungszeit wollte man die Kulturentwicklung der Menschheit aus der urzeitlichen Epoche erforschen, mit Hilfe der in ihr vorhandenen Kulturformen, die man aus dem Nebeneinander des Befundes in ein Nacheinander einordnen zu können glaubte. Sofern man den Ausdruck Naturvölker beizubehalten wünschte, mußte man ihm nun einen anderen Inhalt geben. Dies geschah, indem man seit etwa 1860 unter Naturvölkern nicht mehr in natürlicher Kultur lebende Menschengruppen verstand, sondern solche, deren Kultur stärker als die der sogenannten Kulturvölker unter dem Zwange der Natur stand.

Da im Naturreich die Entwicklung aus einfachen, primitiven Formen zu komplizierten führt, sah man in bestimmten Kulturformen, die den Urzustand verkörpern sollten, infolge ihrer tatsächlichen Einfachheit einen primitiven Kulturbau und bezeichnete seine Träger als die „Primitiven“. Dieser Ausdruck verdrängte sogar zeitweise die Bezeichnung Naturvölker.

Aus diesen wissenschaftlichen Zielen entwickelte sich als kulturgeschichtliche Wissenschaft die Völkerkunde. Sie hat gezeigt, daß selbst die einfachsten Kulturen nicht geschichtslos sind, daß es damit für die wissenschaftliche Beobachtung primitive Kulturen im Sinne von Verkörperung urchgesellschaftlichen Geschehens nicht mehr gibt. Wenn trotzdem in der Völkerkunde von Kulturen der Primitiven gesprochen wird, so geschieht dies mit dem Inhalt, daß es sich unter den bekannten und erfäßbaren Kulturformen um die einfachsten handelt, die die Wissenschaft kennen gelernt hat. Aus ihnen, ihrem inneren Aufbau, vermag man wertvolle Erkenntnisse zu gewinnen von den Grundlagen und Entwicklungskräften menschlicher Kultur überhaupt und Einblicke in urmenscheitsgeschichtliches Geschehen. Es ist überdies nicht möglich, aus dem Nebeneinander der Kulturformen ein Nacheinander, eine Entwicklungsgeschichte, zu konstruieren. Jede Kultur ist in ihrer Art ein Erzeugnis einer Reihe in ihr und auf sie wirkender Kräfte, nämlich des Menschen als des Schöpfers und Trägers einer Kultur, der Umwelt, in der eine Menschengruppe und ihre Kultur lebt, und der Geschichte, die einzelne Kulturformen und ihre Träger in Verbindung bringt. Ferner aber vermögen auch aus einer Kulturform selbst Kräfte zur Gestaltung ausgelöst zu werden. Alle diese Faktoren wirken im Wechselspiel aufeinander ein und schaffen die verwickelten und innerlich verwachsenen Kulturverhältnisse einer Menschengruppe. Aus diesen völkerkundlichen Erkenntnissen lassen sich grundsätzlich wichtige Einblicke in kulturgeschichtliche Vorgänge überhaupt gewinnen und zugleich neue Wege finden zur Erkenntnis der Bedeutung und Stellung eines jeden Volkstums und seiner Kultur.

Der leicht errichtbare
„Windschirm“, statt
Hütte bei schweifenden
Stämmen mit Jagd- und
Sammelkultur

Aus Atkinson: The Philippine Islands.
Boston 1905





Südsee-Insulaner

Photo: Dr. P. Wolff

Krankheit und Therapie bei den Primitiven

Von Dr. Eugen Paravicini, Kustos am Museum für Völkerkunde, Basel

Es kommt hier nicht darauf an, die Bezeichnung „Primitive“ nur im ethnologisch strengsten Sinne zu gebrauchen, auch nicht darauf, herauszuschälen, bis zu welchem Grade animistische, magische, fetischistische oder totemistische Einflüsse an der Gestaltung des Krankheitserlebnisses eines Primitiven Anteil haben. Hier soll lediglich in roher Skizze beschrieben werden, wie etwa „durchschnittlich“ der Primitive Krankheit erlebt und bekämpft.

Es kann als sichere Erkenntnis angesehen werden, daß bei allen Primitiven das Leben der Gesamtheit und des Einzelnen vorwiegend durch den Animismus bestimmt wird, d. h. durch jene Vorstellungen, nach denen die gesamte Natur beseelt ist, der

Mensch ebenso wie das Tier, die Pflanze, der Stein, die Sonne, der Wind usw. Dabei wird teilweise unterschieden zwischen dem Seelenstoff (vielfach mit Lebenskraft angesprochen), dem alle Dinge ihre Eigenschaften verdanken, und einer individuellen Seele. Während die „Seele“ beim Tod in ein Seelenreich gelangt, geht der „Seelenstoff“ in einen Menschen, ein Tier oder in irgend ein Ding über. Das führt z. B. zum Erschlagen von Menschen, deren Seelenstoff man durch Verzehren der Leiche in sich aufnimmt. (Kannibalismus.) Die Seele kann zeitweise den Menschen verlassen, vor allem im Schlaf und während einer Krankheit. Sie kann von selbst oder durch Zauberei beeinflußt wieder zurückkehren. Solche und die übrigen animistischen Vorstellungen sind für den Primitiven — das kann nicht stark genug betont werden — mehr als bloße „Vorstellungen“, sie sind lebendiger Bestandteil seiner Welt!

Der Seelenstoff kann vom Lebenden unmittelbar oder durch ein Medium auf einen anderen Menschen oder Gegenstand übertragen werden. Er kann auch geraubt werden zu zauberischem Zwecke. Besonders wichtige Seelenstoffträger sind die Haare, die bei vielen Völkern als Schnur zum Zaubern verwandt werden. Bei einigen Stämmen gilt das Nierenfett als bester Seelenstoffträger, es wird durch besonderen Zauber einem Schlafenden entnommen. Der Beraubte erkrankt bald danach. Das eroberte Nierenfett dient häufig dazu, die Wirkung etwa eines Zauberknochens, der damit eingeschmiert wird, zu erhöhen. Sehr wichtige Seelenstoffträger sind noch die Ausscheidungen und die Bestandteile einer begonnenen Mahlzeit. Gelingt es einem



Photo: E. O. Hoppé (Mauritius)

Papua mit Nasenstab



Photo: Dr. A. Bühler

Jüngling, Gr. Admiralitäts-Insel. Die frisch durchbohrten Ohrläppchen sind mit Kapseln aus Palmblattscheiden geschützt

Balwa-Mann schröpft

„Atlantic“-Photo

Böswilligen, einen noch so kleinen Teil eines solchen Seelenstoffträgers zu erlangen, dann kann er durch Zaubergewalt über den anderen erhalten, ihn schädigen, erkranken lassen oder töten. Früher als die animistischen Vorstellungen noch nicht aufgedeckt waren, berichteten zuweilen Reisende, daß sie einem Volksstamme begegnet seien, der im Widerspruch zu seinen sonstigen mangelhaften hygienischen Verhältnissen offenbar hinsichtlich der menschlichen Ausscheidungen strenge hygienische Gebote habe, da diese sofort und aufs peinlichste bedeckt oder vergraben werden. Das hat nichts zu tun mit „natürlichem hygienischem Bewußtsein“ der Primitiven, sondern ist lediglich die Konsequenz der animistischen Anschauungen!

Wie sehr das Alltagsleben des Primitiven von der Angst bestimmt wird, daß irgend ein Rest einer Mahlzeit oder einer Ausscheidung in zauberkundige Hände gelangen könnte, zeigt folgendes: Im Moledistrikt (Salomo-Inseln) spuckt kein Eingeborener auf den Boden; der Speichel wird heftig ausgeblasen, damit er derart fein verspritzt, daß ihn niemand sammeln kann. Auf einer Fahrt im Gebiet der Salomo-Inseln im Verlaufe meiner letzten Forschungsreise fiel einem Eingeborenen eine ausgetrunkene Kokosnußschale über Bord. Größte Aufregung, das Boot wurde trotz hohen Seeganges gewendet, der junge Mann stürzte sich ins Meer und suchte fieberhaft nach der verlorenen Schale, bis er sie fand. Erschöpft, aber überglücklich kam er wieder an Bord, denn jetzt hatte er die Gewißheit, Schaden oder Krankheit bringenden Zauber verhütet zu haben.

Will der Primitive einem anderen schaden, dann bringt er einen Seelenstoffträger seines Gegners, manchmal nur ein Blatt, das dem Opfer als Unterlage für einen zu verzehrenden Fisch gedient hat, zu einem Zauberer. Nach einem gewissen Ritual wird ein Zauber hergestellt, entweder in Form eines Päckchens oder in



ein Pflanzenröhrchen verschnürt. Der Zauber wird verbrannt oder nahe der Hütte des Opfers vergraben. Nach Ablauf einer gewissen Zeit, wenn z. B. das Eingegrabene verfault ist, wird der Zauber wirksam, der Verzauberte erkrankt oder stirbt, falls es ihm nicht gelungen ist, einen wirksamen Gegenzauber anzuwenden. Ein Gegenzauber bleibt allerdings wirkungslos, wenn der Seelenstoff sich schon zu weit entfernt hat. Bei manchen Primitiven wird, um die Gegner krank zu machen oder zu töten, irgend ein Gegenstand, der den Gegner darstellen soll unter Verwünschungen verbrannt. Bei anderen sticht der Zauberer mit einem spitzen Knochen in die Luft und nennt unter Verwünschungen die Krankheit oder Todesart, die das Opfer vernichten soll. Manchen Bewohnern der Salomo-Inseln genügt zur Herstellung eines Zaubers sogar die Erde, die der Fuß des Opfers im Gehen berührt hat. Die Einwohner dieser Dörfer gehen in ganz unregelmäßigen Zickzack-Linien und nie geradeaus, damit keiner weiß, wo ihre Füße den Boden berührt haben. — Neben den Krankheit bringenden Zauberhandlungen spielen bei gewissen primitiven Völkern die Dämonen und Geister als Krankheitsbringer eine besondere Rolle¹⁾.

Die Angst der Primitiven vor Zauberei, Dämonen und Geistern ist von ganz seltenen Ausnahmefällen abgesehen, so ungeheuerlich groß, daß solche, die wissen, daß man sie verzaubert hat, ohne sonst erkennbaren Anlaß erkranken oder wie einwandfrei bezeugt ist, sogar plötzlich sterben. Die einzige Rettung ist die Gewißheit, einen wirksamen Gegenzauber ausgeübt zu haben. Diese ständige Angst vor dem Verzaubertwerden, vor Dämonen und Geistern dürfte auch erklären, daß bei manchen Primitiven sich kräftige Jäger und Krieger bei geringsten Krankheitssymptomen, die ein Europäer kaum beachten würde, sofort als schwer krank betrachten und sich in ihre Hütte zurückziehen. Man kann ohne



Photo: Dr. A. Bühler

Frau von den Admiralitäts-Inseln mit Schmucknarben, die vermutlich auch magische Bedeutung besitzen



Photo: Dr. A. Bühler

Mann vom Bismarck-Archipel mit „therapeutischen Narben“

Schröpfen mit Ochsenhorn in Südost-Afrika

Photo: Wide World



Historia-Photo

Mädchen (Neu-Seeland) mit Bemalung zum Schutz gegen Krankheiten

Verhütung oder Heilung von Krankheiten meistens ein Mischprodukt darstellen. Prophylaktisch werden Amulette angewandt, zuweilen aus menschlichen Knochen, die als Seelenstoffträger Gesundheit übertragen. Ueber den Lagerstätten findet sich häufig eine ganze Sammlung von Amuletten und Zaubermitteln verschiedenster Art. Fetische werden in oder vor den Hütten aufgestellt, bei einigen allerdings nicht mehr als völlig primitiv anzusprechenden Völkern werden Dämonen- und Geister-tänze zur Abwehr von Krankheiten aufgeführt. Eine wichtige Rolle bei der Krankheitsabwehr spielt die Bemalung des Gesichtes oder des ganzen Körpers, wobei verschiedene ornamentale Anordnungen oft eine totemistische Bedeutung haben. Besonders bei Kindern wird dieser Krankheitsschutz häufig angewandt.

Da manche primitiven Völker sich die Krankheiten zwar als etwas Unsichtbares, aber Stoffliches vorstellen, gilt es bei ihnen das Eindringen der Krankheiten in die Körperöffnungen zu verhindern, z. B. durch Nasenstäbe, an denen sich die Krankheiten stoßen und dann zu Boden fallen. Ob die Penisfutterale mancher Stämme der Südsee ebenfalls zur Krankheitsabwehr getragen werden, erscheint zweifelhaft, sie dienen wahrscheinlich als unmittelbarer Schutz gegen Verletzungen im Kampf und bei der Jagd.

Die Behandlung des Kranken erfolgt bei vielen Primitiven durch



„Trepanierter“ Schädel.
Marquesas-Inseln

Photo: Museum für Völkereunde, Basel

allzu große Uebertreibung annehmen, daß für viele Primitive nicht die eigentliche Erkrankung das Bedrohliche ist, sondern die entsetzliche Ungewißheit und Angst, ob ein Zauber gegen sie angewandt wurde. Daß ihre Gemütslage alles andere als heiter ist, daß manche Stämme das Lachen kaum kennen, erscheint nach all dem verständlich.

Ist ein Primitiver erkrankt, dann besteht selbstverständlich für keinen Stammesangehörigen auch nur der geringste Zweifel, daß Zauberei am Werke war. Das Dorf ergeht sich in Vermutungen, von wem der Zauber ausgegangen sein könnte, befragt einen Zauberer und früher oder später zieht man zum erbarmungslosen Rachezug gegen das Nachbardorf, von dem die Zauberei ausgegangen sein soll. Sterben mehrere Kranke in einem Dorf, dann wird es meist verlassen, um dem Zauber zu entfliehen; an anderer entfernter Stelle wird das Dorf wieder aufgebaut.

Die animistischen Vorstellungen sind bei den Primitiven vielfach durchsetzt mit solchen fetischistischer und anderer Art. So kommt es, daß die Maßnahmen zur

einen Zauberer, der in seiner Stellung allerdings nicht ohne weiteres mit dem Mediziner oder Schamanen¹⁾ anderer Völker verglichen werden darf. Bei bestimmten Stämmen wird der Erkrankte sofort von seiner Familie getrennt und im Walde isoliert. Ein Verwandter des Kranken sitzt dort neben ihm und fleht den krankmachenden Geist an, den Körper des Kranken zu verlassen. Nach einigen Tagen ist die Zeremonie beendet, sie wird durch ein Bad abgeschlossen und der Kranke kehrt ins Dorf zurück. Auf manchen kulturellen Entwicklungsstufen spielt das Anblasen oder Anspeien des Kranken eine große Rolle. Vor allem aber das Aussaugen, bei dem der Zauberer so lange an der schmerzenden Körperfläche saugt, bis Blut austritt. Oft zeigt der Zauberer dann einen kleinen Stein vor, die Krankheit, die er ausgesaugt hat. Es erscheint nicht ausgeschlossen, daß dieses weitverbreitete Aussaugen durch die Beobachtung der Wunden leckenden Tiere zustande gekommen ist. Sehr verbreitet ist auch das Streichen und Kneten, durch das die Krankheit ausgedrückt werden soll. Auf anderen Entwicklungsstufen haben sich die magischen Maßnahmen mit ins Religiöse übergreifenden Riten verbunden und bei den Halbprimitiven und anderen Völkern zu komplizierten und interessanten Behandlungsmethoden herausgebildet¹⁾. Während bei den eigentlich Primitiven der Zauberer in erster Linie Zauberarzt ist, hat sich allmählich bei vielen Völkern eine Vereinigung des Amtes des Zauberarztes mit dem des Häuptlings oder Stammesberaters ergeben oder aber der Mediziner hat noch die Aufgabe, gestohlenen Gut wieder herbeizuschaffen, Regen zu zaubern u. dgl. mehr.

Zuweilen sind nur die älteren Mitglieder der geheimen Männerbünde, die mit dem Maskenwesen eng verknüpft sind, im Besitz von Zauberkraften. Das, was den Zauberarzt der Primitiven oft charakterisiert, ist die Furcht, das Entsetzen, das er verbreitet. Man vermeidet, wenn man ihn nicht zu einem Zauber benötigt, jede Berührung mit ihm, eine absichtslos erzeugte Verstimmung des Zauberers könnte unabsehbare Folgen haben. Zur Behandlung von Krankheiten wird neben der Zaubermedizin oder in ihr verborgen, manches angewandt, was nicht den Eindruck magischer, sondern rationaler Medizin erwecken könnte. Aber auch solche als rational anzusehende Maßnahmen sind für den Eingeborenen magische Handlungen. So dürfte z. B. die verbreitete Ansicht, daß die vielgerühmten Trepanationen, die Pri-

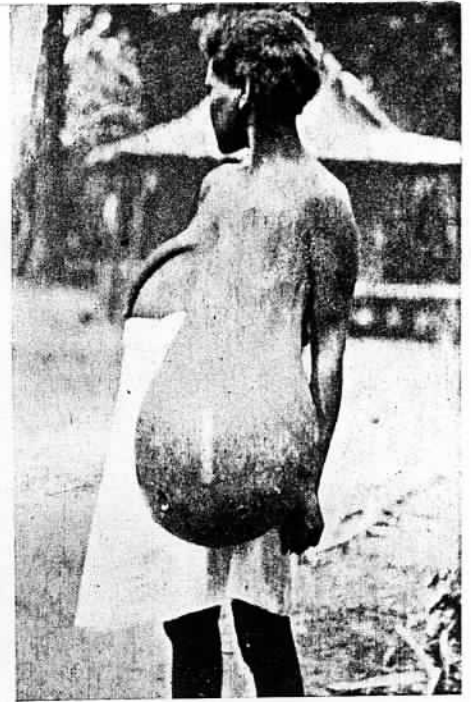


Photo: Dr. E. Paravicini

Frau mit Elephantiasis.
Britische Salomonen

Kind mit Frambösie.
Britische Salomonen

Photo: Dr. E. Paravicini





Photo: Dr. A. Bühler

Jüngling vom Bismarck-
Archipel mit „Ringworm“

mitive ausführen, aus rational medizinischen Gründen erfolgen, nicht zutreffend sein. Schon bei Kindern von 2—5 Jahren wird als prophylaktische Maßnahme gegen Kopfschmerzen bei manchen Primitiven von den Müttern mit einer Muschelschale der Stirnknochen abgeschabt. Grund? Einer etwa eingedrungenen Kopfschmerz bewirkenden Krankheit soll es erleichtert werden, den Körper zu verlassen. Die eigentlichen Trepanationen wurden wohl zuerst ausgeführt um ein Loch zu schaffen, damit der Krankheitsdämon entweichen kann. Damit soll nicht bestritten werden, daß häufiger Trepanationen vorgenommen werden zur Entfernung von Fremdkörpern, wie Lanzen- und Steinspitzen oder Knochensplintern nach Kampfverletzungen, allerdings werden sie stets von zauberischen Maßnahmen begleitet.

Auch die tiefen Schnittwunden, die manche Völker ihren Kindern auf der Stirn beibringen, gehören zur magischen Medizin, sofern es sich nicht um Totemabzeichen handelt. Einschnitte, die bei vielen Erkrankungen auf dem Rücken, der Brust oder an der Stelle des größten Schmerzes gemacht werden, haben ebenfalls magische Bedeutung. Solche Einschnitte werden mit gebranntem Korallenkalk oder Asche eingerieben, sie bleiben lange offen und schließen sich endlich zu großen wulstigen Narben. Während bei einigen Stämmen solche Schnitte ganz unregelmäßig angesetzt werden, wird bei anderen versucht, ein bestimmtes Ornament oder ein Tier (Totemismus) durch die Anordnung der Schnitte nachzubilden. Zuweilen wird bei diesen Schnitten reihenförmige Anordnung gewählt. Die Schnitte werden meist mit Bambussplintern oder geschärften Muschelschalen oder Hämmerchen gemacht, die aus einem Obsidian- oder Quarzsplitterchen bestehen. Bei manchen Südsee-Völkern allerdings werden sie nicht mit messerähnlichen Instrumenten ausgeführt, sondern mit einem besonderen kleinen Pfeil und Bogen geschossen. In Nord-Neu-Irland fallen bei den Eingeborenen große Schnittnarben in der Milzgegend auf, sie werden gegen Malaria angewandt. Bei der Anbringung dieser Schnitte ereignen sich oft Todesfälle durch Eröffnung der Bauchhöhle.

Das Baden spielt bei der Krankenbehandlung häufig eine wichtige Rolle, besonders bei fieberhaften Erkrankungen zum Kühlen des Körpers, allerdings kommen oft Verschlimmerungen vor, da nach dem Baden der Kranke sich gerne dem Wind aussetzt, um weitere Abkühlung zu erlangen. Bei Erkrankungen des Magens und Darmes und bei Husten werden häufig Pflanzen- und Kräutersäfte verabreicht, aber auch in Form einer zauberischen Handlung. Nach Ansicht der



Lues. Kongo

Photo: Dr. H. Stalder
(Hospital Prof. Schweitzer, Lambarene)

Eingeborenen ist der Zauberspruch oder das Ritual das Krankheitsbekämpfende, der Pflanzensaft nur ein belangloses Mittel zum Zweck. Abführende Pflanzensäfte sind bei vielen primitiven Völkern nachzuweisen.

Das Blutablassen hat in der Therapie der Primitiven große, vielleicht die größte Bedeutung. Die gewählten Formen sind verschieden, vom Saugen bis zum Blutaustritt, vom Blütenlassen tiefer Hautschnitte bis zur bewußten Eröffnung von Venen oder Arterien und bis zum Setzen von Schröpfköpfen finden sich Uebergänge verschiedenster Art. Bei vielen Negerstämmen ist das Schröpfen besonders beliebt. Es wird mit Hilfe von Ochsen- oder Büffelhörnern vorgenommen, deren Spitze durchbohrt ist. Verhältnismäßig verbreitet ist die Kenntnis von massageähnlichen Manipulationen.

Bei Verletzungen, die auf der Jagd durch Raubtiere oder beim Streifen durch den Urwald zustande kommen, läßt sich zuweilen nur ganz wenig von einer rationalen Therapie erkennen. Zwar werden gelegentlich Verbände aus Palmblättern, Bast oder Rotang benutzt, aber im allgemeinen sind die Wunden in kürzester Frist in einem unglaublich vernachlässigten Zustand, sie heilen meist trotzdem in erstaunlich kurzer Zeit und ohne erhebliche Fiebererscheinungen. Manche Verletzungen, wie solche durch stürzende Baumstämme, die zur Zerschmetterung von Gliedmaßen führen, heilen ebenfalls ohne erkennbare therapeutische Maßnahmen. Gelegentlich werden die Säfte bestimmter Pflanzen in die offene Wunde geträufelt, bei Trepanationen das an sich sterile Wasser junger Kokosnüsse, zuweilen wird auch mit glühendem Holz versucht, die Wunde zu reinigen.

Im allgemeinen befindet sich der Kranke bei den Primitiven in einer wenig hoffnungsvollen Lage, wenn nicht der Zauber sofort Linderung oder Rettung bringt. Oft wird der Kranke gemieden, jedes Interesse für ihn verschwindet, sobald sein Zustand, gleichviel ob zu Recht oder zu Unrecht, als hoffnungslos betrachtet wird.

Der Primitive ist einer großen Zahl von Krankheiten gegenüber völlig hilflos. Frambösie, Elephantiasis, Lepra, Dysenterie und Tuberkulose sind je nach den Wohnstätten und Lebensbedingungen eines primitiven Stammes mehr oder weniger verbreitet, es wird aber, von Ausnahmen abgesehen, nichts gegen sie angewandt. Wird die Lues und die Gonorrhoe in einen primitiven Stamm verschleppt, dann können diese Krankheiten ohne Uebertreibung zu solchen Verheerungen führen, daß ein Stamm in kurzer Zeit dezimiert wird.

¹⁾ Dämonen und Geister als Krankheitsursache, ihre Beeinflussung und Abwehr, „Medizinmann und Schamane“, sowie andere medizinisch interessante Ausschnitte aus der Völkerkunde sollen in späteren Nummern der Ciba Zeitschrift behandelt werden.

Untersuchung der Eingeborenen
durch den Regierungsarzt
Bismarck-Archipel

Photo: Dr. A. Bühler



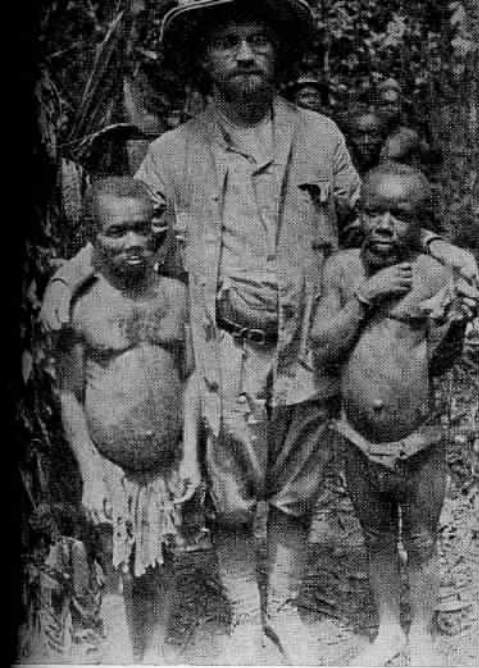


Photo: Dr. P. Schebesta

Verfasser mit zwei Pygmäen

Krankheit und Krankheitsbekämpfung bei den Pygmäen

Von Dr. Paul Schebesta, Wien

Heutzutage leben noch vereinzelt auf unserem Erdball Rassen, die von der Völkerkunde als Trümmerreste uralter Menschheit angesprochen werden. Ihre Kultur ist das Primitivste, was unter Menschen bekannt geworden ist. Diese Urvölker sind alithisch, d. h., daß sie niemals dahingelangt sind, Werkzeuge aus Stein zu verfertigen, vielmehr stellen sie das zum Haushalt unumgänglich Notwendige aus Bambus oder Holz her. Vollkommen abgesondert von der übrigen Menschheit blieben sie auf die Dauer natürlich nicht, weil allmählich einzelne Völkerschaften bis zu ihnen vordrangen, was zur Folge hatte, daß

sich die „Urvölker“ schließlich doch einige Kulturerrungenschaften aneigneten. Besonders waren es Eisengeräte, allerdings in beschränktem Ausmaße, die sie übernahmen, wodurch eine Verbesserung ihrer Lebensweise möglich wurde. Dennoch scheinen diese Urvölker in weitestem Umfange ihre angestammte Lebensart beibehalten zu haben, die sich der Umwelt so vollkommen anpaßte, daß sie ihnen ein genügendes, wenn auch ärmliches Auskommen gewährleistete. Der außerordentlich harte Kampf ums Dasein stählte aber ihre Konstitution derart, daß sie den Unbilden der Natur bequem standhalten konnten, denen andersgeartete Menschen nur zu bald erlegen wären.

Von zweien solcher Urvölker, die ich während längerer Forschungsreisen im gemeinsamen Lagerleben aus nächster Nähe kennen lernte, seien einige Ausführungen den Zwergen von Belgisch-Kongo in Afrika gewidmet, die als Pygmäen oder auch Bambuti bekannt sind. Ihnen galt meine letzte Forschungsreise 1929/1930.

Die Kongozwerge leben im Dickicht des unermesslichen Ituri-Waldes in kleinen Horden, die sich zu Lagergemeinschaften zusammenschließen. Unstät schweifen sie im Walde umher und ernähren sich vom Wilde, das sie mit Pfeil und Bogen erjagen, sowie von wildwachsenden Wurzeln, Blattpflanzen und Früchten. Gelegentlich tauschen sie auch von den Negern Bananen gegen Wild ein. Sie selbst aber pflanzen nichts an. Die Folge davon ist, daß die Zwerge ständig ihre Lager wechseln müssen, so oft nämlich das Wild aus der Umgegend des Lagers verscheucht und der Vorrat an eßbaren Pflanzen erschöpft ist. Jedem Lager ist ein weites Jagd- und Sammelrevier unumgänglich nötig, um darin seinen Unterhalt bestreiten zu können. Tatsächlich ist die Volkszahl der Pygmäen gering; ich schätze sie auf etwa 20 000, die sich auf ein Gebiet, das beiläufig viermal so groß ist wie Belgien, verteilt. Es ist recht lehrreich zu beobachten, wie die Natur auch hier den Rechenmeister spielt, denn obwohl die Geburtsziffer eine hohe ist, hindert eine große Säuglingssterblichkeit doch das Anwachsen der Bevölkerung. Nur die kräftigeren Kinder halten



Photo : Dr. P. Schebesta

Zwei Pygmäen mit zugespitzten Zähnen

um entweder empirisch oder mystisch gegenüber. Im ersten Falle werden sie sich der natürlichen Ursachen bestimmter Wirkungen bewußt, im zweiten vermuten sie nur außerweltliche Mächte, die an den Geschehnissen schuld sind. Verschiedene Völker führen die Krankheiten fast nur auf Zauberei und Verhexung zurück, wengleich sie in einzelnen Fällen auch natürliche Ursachen gelten lassen. In der Hauptsache suchen mystisch eingestellte Stämme durch allerlei Praktiken den Zauber, der an der Krankheit schuld ist, zu bannen. Die Pygmäen dagegen sind Empiriker. Ich will nicht behaupten, daß sie immer den Grund des Uebels erkennen, doch führen sie ihn nur in selteneren Fällen auf außerweltliche Ursachen zurück. Das geht daraus hervor, daß sie Beschwörungen fast gar nicht vornehmen, vielmehr verschiedene Kräutermedizinen in Anwendung bringen, um die Kranken zu heilen. Das liegt in der Weltanschauung der Zwerge begründet, in der Geisterglaube und Zauberei nur wenig Raum haben, viel weniger als etwa in jener der umwohnenden Neger. Die Pygmäen sind nüchterne Empiriker, die den Kampf ums Leben täglich von neuem beginnen müssen. Es bleibt ihnen keine Zeit zum Grübeln und die wenigen freien Stunden am Abend widmen sie schon lieber dem Tanz.

Selbstredend werden die Pygmäen ebenso wie andere Menschen von Krankheiten heimgesucht, doch sind schwere Erkrankungen unter ihnen selten, was schon aus dem Umstande erhellt, daß ich in den vielen Lagern der Zwerge, die ich besuchte — es waren ihrer an die sechzig —, nur einen einzigen Schwerkranken antraf. Bei anderer Gelegenheit kamen mir ein älterer Mann mit einem chronischen Leiden, einzelne Fälle von Erkältungen, Fieber, ferner Unterleibsbeschwerden infolge Genusses verdorbener Nahrung unter, sowie mehrere Unfälle und natürliche Altersschwäche. Die Statistik verzeichnet also nur einen Schwerkranken unter etwa 5000 Personen. Am zahlreichsten sind Unfälle die Ursache von Erkrankungen und Wunden. Die eiserne Konstitution der Pygmäen ersetzt aber in diesem Falle was durch Ausfall an Pflege abgeht. Ein Mann, der sich unterwegs den Fuß aufgerissen hatte, kehrte schleunigst ins Lager zurück, stillte die stark blutende Wunde mit heißem Palmöl und humpelte dann ohne jeden Verband wieder umher. Einem Knaben schoß ein Kamerad beim Spiel einen Holzpfeil ins Auge, ohne aber den Augapfel zu verletzen. Der Junge brüllte vor Schmerz und Schrecken, doch rasch hatten ihn einige Männer gepackt, auf den Rücken gelegt und den Saft einer Frucht ins Auge geträufelt, worauf der Knabe natürlich noch mehr schrie; den

Verband, den ich ihm wohlmeinend umlegte, riß er bald wieder ab. Die Zwerge behandelten das verletzte Auge Tag für Tag mit dem Fruchtsaft, es schwoll zwar anfangs an, doch war der Knabe nach einigen Tagen wieder vollkommen hergestellt. Ein Zwerg, den bei der Jagd ein Elefant mit den Stoßzähnen so übel zugerichtet hatte, daß ihm die Eingeweide aus dem Bauch traten, legte in diesem Zustande noch einen langen Weg bis zum nächsten Negerdorf zurück, wo ihm ein zufällig anwesender Missionar die Wunde mit gewöhnlichem Zwirn zusammennähte und verband! Der Zwerg war nach vierzehn Tagen wieder auf den Beinen.

Die Frambösie, Buba genannt, ist bei den Pygmäen weit verbreitet und wird auf eigene Art behandelt. Im Asungudalager hatte ich Gelegenheit ein Kind zu beobachten, das am ganzen Körper von Bubawunden entsetzt war. Man behandelte es mit dem Saft der Apoka-Liane, der auf die Wundgeschwüre geträufelt wurde. Da dieser Saft stark ätzend und die Behandlung damit sehr schmerzhaft ist, schrie und tobte das etwa zweijährige Kind jedesmal derart, daß ich während dieser Behandlung, die morgens und abends vorgenommen wurde, lieber aus dem Lager ging. Die Zwerge ließen aber nicht locker und wiederholten unbarmherzig tagelang denselben Vorgang, bis die Wunden schwarz wurden und sich allmählich schlossen. Man versicherte mir, daß das Kind auf die Dauer und vollständig ausheilen würde. Es mußte mir auffallen, daß ältere Personen kaum unter dieser Buba-Krankheit zu leiden hatten. Eine Erklärung dafür gaben mir Neger, die behaupteten, daß die Bambuti die Kinder absichtlich mit Buba ansteckten, um sie für späterhin immun zu machen, denn alle, die die Bubakrankheit einmal überstanden hätten, würden nie wieder davon befallen. Der Fall zeugt gewiß von einer guten Beobachtungsgabe und folgerichtigem Verhalten der Zwerge.

Vorübergehende Unterleibserkrankungen scheinen bei den Pygmäen öfters vorzukommen. Ein schon ergrauter, schwächlicher Pygmäe erkrankte infolge Genusses von Aasfleisch, das die Zwerge nicht verschmähen. Er bat mich um Medizin. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß die Bambuti gegen Leibweh einen Einlauf vom Absud der Rinde des Gorogoro-Baumes geben. Der Klistierapparat besteht aus einem etwa zwanzig Zentimeter langen Bambusröhrchen, an dessen einem Ende eine halbe Kürbisschale mittels Harz angeleimt ist und als Behälter für die Flüssigkeit dient. Gegen Kopfweh schnüren die Zwerge gerne Bastfäden um den Kopf, was Erleichterung bringen soll. Eine andere Medizin gegen dasselbe Uebel gewinnen sie aus der Asche eines Baumes — me genannt — ; man mischt sie mit Potasche und reibt damit den Kopf ein. Zahnleiden sind die Zwerge deshalb stark ausgesetzt, weil sie von der Unsitte, die Schneidezähne mit Meißeln zuzuspitzen, nicht lassen. Mit der Zeit werden die Zähne natürlich schadhafte und schmerzen. Als schmerzstillendes Mittel bringen sie einen Absud aus der Adamba-Pflanze in Anwendung, den sie auf den hohlen Zahn tropfen.

Verschiedenen anderen, besonders fieberhaften Krankheiten aber, ebenso wie Rheumatismus



Schlafender Pygmäe

Photo: Dr. P. Schebesta



Photo: Dr. P. Schebesta

Pygmäen-Neugeborenes in Phrynium-Windeln mit Amuletten an Hals und Handgelenken

dem Feuer auf der Lagerstatt, die aus harten Knüppeln besteht, oder man hat ihm vor der Hütte ein Gestell zurechtgemacht, indem man zwei Stäbe kreuzweise in die Erde rammt, wogegen sich der Kranke, auf der Erde hockend, lehnen kann. In diesem Zustande traf ich den bereits erwähnten schwerkranken Pygmäen. Ringsherum hockten die Lagerinsassen, die einem Neugeborenen ihre ganze Aufmerksamkeit schenkten, während der Schwerkranke mit zusammengekniffenen Lippen und weitgeöffneten Augen in die Baumkronen starrte. Auf alle teilnahmsvollen Fragen, die ich an ihn richtete, um ihm allenfalls zu helfen, erhielt ich keine Antwort. Offensichtlich litt er fürchterliche Schmerzen, ohne daß ein Wort der Klage über seine Lippen gekommen wäre. Die Kranken sind aber keineswegs verlassen, denn die Lagergenossen geben ihnen von der täglichen Nahrung, man reicht ihnen die bekannten Heilmittel, man versteht aber nicht, sie zu warten und zu pflegen, hat auch keine Zeit dazu.

Erwähnenswert ist noch, daß die Pygmäen viel an Erkältungen leiden, was durch den Umstand begünstigt wird, daß sie in kühlen Nächten ohne jede Bedeckung am Feuer schlafen, dann in die feuchte Nachtluft hinaustreten oder sich auf die andere Seite wenden, wobei die eine Körperseite, die gerade durchwärmt war, rasch abkühlt. Es fehlt ihnen die Kleidung, die sie gegen starke Temperaturschwankungen schützte. Es wäre gewiß übertrieben zu behaupten, daß die Zwerge einzelne Erkrankungen nicht auch auf Verhexung und Zauber zurückführen würden. Darüber habe ich zwar keine positiven Beobachtungen gemacht, doch erweist die Richtigkeit dieser Annahme der Umstand, daß man Kindern Amulette gegen Krankheiten umhängt. Auch kommt es vor, daß man nach dem Ableben eines Lagergenossen

u. a. m., sind die Pygmäen machtlos ausgeliefert; dagegen wissen sie sich nicht zu helfen. Wahrscheinlich unterliegen sie bei der Behandlung einzelner Krankheiten auch Irrtümern, indem sie unzweckmäßige Heilmittel anwenden.

Außer den genannten Medicinen wurden noch viele andere Heilmittel — die aber stets aus dem Pflanzenreich stammten — aufgezählt, die gegen die verschiedensten Erkrankungen helfen sollen. Ein alter Pygmäe, der irgendein chronisches Leiden hatte, bewahrte in einem irdenen Topf einen ekelhaften, schmutzigen Absud, den er zeitweilig mittels eines Röhrchens schlürfte. — Aus dem Vorhergehenden ergibt sich zur Genüge, daß die Zwerge den Krankheiten keineswegs hilflos gegenüberstehen. Heilmittel und ihr Gebrauch sind ihnen bis zu einem gewissen Grade geläufig; was ihnen aber ganz abgeht, ist die Krankenpflege. Auf Bequemlichkeit ist der Zwerg nirgendwo und in keinem Falle eingestellt. Der Schwerkranke liegt genau so wie der Gesunde neben

jemandem die Schuld an dessen Tode gibt. Möglicherweise ist dieser Aberglaube eine Uebernahme von den Negern, an dem diese ja festhalten. Die Efé-Pygmäen verprügeln z. B. beim Tode eines Mannes dessen Frau und beim Tode eines Sohnes dessen Mutter, mit der Begründung, daß sie für deren Tod verantwortlich seien. Dasselbe tun die Balese-Neger, die Wirtsherren der dortigen Pygmäen, die dem Aberglauben huldigen, daß der Tod niemals natürlicher Art sein kann, sondern auf Verhexung zurückzuführen ist.

Was ich hier andeutungsweise über die Krankheiten und Krankheitsheilungen der Kongo-Pygmäen mitteilen konnte, läßt vermuten, daß eingehenderes Studium ihrer Heilkunde manches Wissenswerte auch für unsere Medizin zeitigen würde.

Die besondere Wirkungsintensität und Wirkungsdauer bedingen die Ueberlegenheit des Lokalanästhetikums

PERCAIN

(Chlorhydrat des α -Butyloxycinchoninsäure-Diäthyläthylendiamides)

**Infiltrationsanästhesie nach
Schleich**

**Gynäkologie und Geburtshilfe:
Pudendus-Anästhesie, Cervix- und
Dammrisse usw.**

Leitungsanästhesie nach Oberst

**Laryngologie: Schleimhauan-
ästhesie**

**Lumbal-, Sakral-, Parasakral- und
Paravertebral-Anästhesie**

**Urologie: Reizzustände der Harn-
röhre und Blase**

Genaue Dosierungsangaben auf Wunsch!

PERCAINAL

juckreiz- und
schmerzstillende Salbe



Photo: Wide World

Behandlung der Frambösie. Eingeborener Helfer injiziert.
Belgischer Kongo

der Hand liegend und für den einfachen Mann oft so verblüffend, daß der europäische Arzt, mag er nun Tropenarzt, Regierungsarzt, Kolonialarzt oder Missionsarzt sein, von weit her aufgesucht wird und das Lob seiner Heilkunst oft in recht drastischen Ausdrücken zum Ausdruck kommt.

Vor dem Weltkriege war der Ruf nach Rettung aus dem qualvollen Leiden der Elephantiasis scroti in den Hospitälern Ostafrikas, besonders in Daressalaam so groß, daß alljährlich elephantiasiskranke Araber die beschwerliche Seereise von Arabien über den persischen Golf im Februar oder März mit dem Nordost-Monsun in ihren primitiven Dhaus nicht scheuten, um sich von den deutschen Kolonialärzten operieren zu lassen. Im April führen dann die mit Erfolg operierten Söhne der Wüste mit dem aufkommenden Südwest-Monsun geheilt wieder in ihre Heimat zurück und verbreiteten den Ruhm der europäischen Aerzte, die ihnen geholfen hatten, in ganz Arabien, sodaß immer mehr solche Kranke vertrauensvoll zu den Chirurgen Ostafrikas kamen.

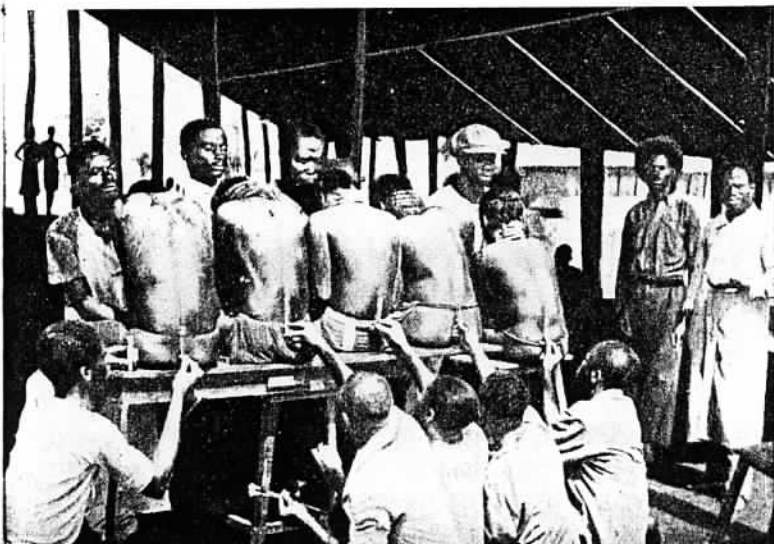
Das in vieler Beziehung hoch kultivierte China steht in puncto Chirurgie auf ebenso niedriger Stufe wie die primitiven Völker Afrikas. Dem Vater der englischen Tropenmedizin, Sir Patrick Manson, ist es in Amoy, wo er von 1871—1883, also vor der Aera der Asepsis, praktiziert hat, einmal passiert, daß die Chinesen, nachdem er eine Elephantiasis-Geschwulst im Gewicht von 51 Pfund glücklich operiert hatte, das Gerücht ausbreiteten: „Die Hälfte des Patienten blieb tot auf dem Operationstisch liegen.“ Manson hat damals nicht weniger

Erwachendes Vertrauen primitiver Völker zum europäischen Arzt

Eine Plauderei
von Prof. Dr. med. Olpp,
Tübingen

Die europäische Medizin hat wohl auf dem Gebiete der Chirurgie den durchschlagendsten Erfolg auf das Gemüt primitiver Völker ausgeübt, denn hier sind die Resultate für die Bewohner Afrikas und Asiens so auf

als 61 Elephantiasiskranke operiert, von denen nur 2 der Operation erlagen. Ich habe in Süd-China in 9-jähriger Tätigkeit jährlich 20—25 Blasensteinoperationen ausgeführt. Solche Kranke leiden in Gegenden, wo kein Arzt vorhanden ist, ungeheuer und sind



Schlafkrankheitsverdächtige.
Äquatoriales Afrika
„Atlantic“-Photo

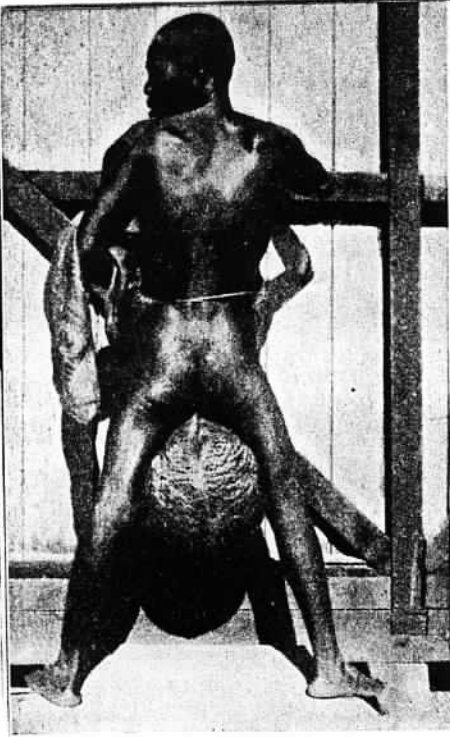


Photo: Dr. H. Stalder

Elephantiasis des Hodens. Belgischer Kongo

können. Als ich in China in einem entfernten Dorf meine erste Zange bei einer Chinesin machte, die schon 6 Tage lang in Wehen gelegen hatte, und als dann ein gesunder Knabe zur Welt befördert wurde, kannte die Freude des ganzen Dorfes keine Grenzen. Männer, Weiber und Kinder umringten mich, alle drängten sich an meine Säufte und wollten mich heimtragen. Das Vertrauen war so groß, weil das Kind ein Knabe war. Wäre es ein Mädchen gewesen, dann hätten sie mich wahrscheinlich mit Steinen und Kot beworfen; denn nach chinesischem Aberglauben kehrt Krankheit, Unglück und Leid in die Familie ein, wenn das erste Kind ein Mädchen ist.

Außerordentlich groß sind die Erfolge der Tropenmedizin unter den Eingeborenen exotischer Länder. Die Malaria ist immer noch die weitest verbreitete Krankheit in der heißen Zone, sie rafft allein in Britisch Indien jährlich 5 Millionen Menschen dahin, denn nach dem Regierungszensus starben in dem Jahrzehnt von 1915—1924 nicht weniger als 50 367 407 Menschen in Britisch Indien an der Malaria. Wo die Eingeborenen die Wirkung des Chinins kennen, da strömen sie von weither herbei, um sich behandeln zu lassen. Auf Reisen muß der Arzt in den Tropen daher immer seine Reiseapotheke mit sich führen. Der Betheler Missionsarzt Dr. Teichler berichtet von einer solchen Reise aus den Usambara-Bergen Ostafrikas: „Die Leute kamen angeströmt und freuten sich sehr über unser Kommen. Wenn man einen Dawajungen (d. h. einen in Laboratoriumstechnik ausgebildeten Neger) bei sich hat, der mit dem Reisemikroskop die nötigen Blut- und Stuhl-Untersuchungen machen kann, dann ist es sehr schön. Da bringen die Leute z. B. einen Jungen, der eben Malariakrämpfe bekommen hat und am ganzen



Elephantiasis. Negerin

Photo: Basler Mission

Körper glüht. Nach einer Chininspritze läuft er nach kurzer Zeit fidel wieder herum. — Und dann die vielen Hakenwurmkranken! Es waren so viele, daß mir die Medizin ausging und ich durch einen Boten neue holen lassen mußte: Chenopodiumöl oder Tetrachlorkohlenstoff. Unsere schwarzen Helfer arbeiteten ausgezeichnet.“

Noch eklatanter vielleicht sind die Erfolge der Therapie bei der tropischen Frambösie. Auf höchst originelle Weise wurde das ziemlich teure Neo-Salvarsan von der Niederländisch-Indischen Kolonialregierung auf Java eingeführt. Dr. Ch. Winckel berichtete hierüber auf der 8. Tagung der Deutschen Tropenmedizinischen Gesellschaft im Jahre 1925. Um den nötigen Kontakt mit der Bevölkerung zu bekommen, wurde von den Versammlungen Gebrauch gemacht, welche von den Regenten der einzelnen Landschaften in Anwesenheit der europäischen Regierungsbeamten und dem subalternen Personal einmal im Monat gehalten werden. Die Beamten wurden ersucht, aus jedem Dorf ihrer Bezirke einige Frambösie-Leidende, am liebsten unbemittelte, zu sammeln und an einem bestimmten Tag in das Krankenhaus der Regentschaftshauptstadt zu schicken. Der Arzt regelte die Behandlung so, daß ein Teil der Kranken eine Woche, ein anderer 5 und 3 Tage vor der üblichen Monatsversammlung mit Neo-Salvarsan eingespritzt wurde, dagegen ein kleiner Teil noch nicht, um bei der Vorführung die Patienten in den verschiedenen Stadien der Heilung und zum Vergleich die noch nicht behandelten Kranken zeigen zu können. Zur Monatsversammlung wurden auch sämtliche Dorfpriester, Lehrer, Hadschis usw. eingeladen und den Anwesenden der brillante Erfolg der Behandlung demonstriert. Manchmal nahmen die Kranken selbst das Wort, um den Umstehenden zu erzählen, daß sie sich wie neu geboren fühlen. Ein Kuli mit Frambösie der Fuß-Sohlen, der vorher vor Schmerzen nicht mehr gehen konnte, stampfte nun mit seinen geheilten Füßen auf den harten Steinboden, um die Schmerzlosigkeit zu zeigen. Solche Zeugnisse der Kranken üben eine bessere Wirkung auf das Publikum aus, als die besten ärztlichen Ausführungen. Jeder geheilte Kranke wurde ein neuer Propagandist, und so drang der Ruf des neuen Wundermittels in die entlegensten Ecken der Regentschaft. Winckel erlebte Ende 1920, als er den Einwohnern eines entlegenen Distriktes mitteilen ließ, daß Patienten aus der Gegend umsonst eingespritzt werden können, den verblüffenden Erfolg, daß sich 2300 Leute versammelt hatten. Eine solche Anzahl war natürlich eine Ausnahme. Aber oft kommt es vor, daß der europäische Arzt 400—500 Frambösiekranken an den ausgeschriebenen Salvarsantagen vorfindet, die alle gespritzt werden wollen.

Aehnliche Erfolge wie bei der Malaria und Frambösie hat die Tropenmedizin bei der Behandlung der Schlafkrankheit erzielt. Mit dem Germanin kann man Schlafkranke, die sicher der Krankheit erliegen würden, im ersten und zweiten Stadium jetzt innerhalb von 8 Tagen sicher heilen. Auch im 3. Stadium sind noch schöne Erfolge mit Tryparsamid oder durch eine Kombination von Germanin und Antimonpräparaten zu erzielen. Die Neger Ost- und Westafrikas unterziehen sich willig dieser



Photo: Dr. H. Stalder (Hospital Prof. Schweitzer, Lambarene)

Verletzung durch stürzenden Baum

Isolierte Lepra-Kranke. Osterinsel

Photo: Heinz Hell (Mauritius)





Photo: Heinz Hell (Mauritius)

Lepra-Kranke vor dem Lepra-Haus der Osterinsel

Behandlung. Wäre der Weltkrieg nicht ausgebrochen, so würde das Mandatsgebiet von Deutsch-Ostafrika jetzt längst frei von Schlafkrankheit sein.

Unsere Generation darf es erleben, daß die Krankheit, die in allen Jahrtausenden und unter allen Völkern mit dem Ausstoßen aus der menschlichen Gesellschaft bestraft wurde, nämlich die Lepra, der klinischen Heilung zugeführt werden kann. Die Behandlung geschieht fast durchweg mit dem wirksamen Prinzip des Chaulmoograöls d. h., mit Aethylestern der Fettsäuren dieser indischen Oelfrüchte (Antileprol, Alepol, Chaulmestrol usw.). Aus dem deutschen Lepra-Asyl in Huta-Salem auf Sumatra sind in den letzten 2 Jahren 25 Aussätzige klinisch geheilt entlassen worden. Das ist ein großer Ansporn für die noch in Behandlung stehenden. Aus dem von Goßner gegründeten Lepra-Asyl Purulia (Br. Indien) wurden in den letzten 8 Jahren 170 Lepröse frei von aktiven Symptomen entlassen. Die Palme gebührt aber dem Aussätzigen-Asyl Culion auf den Philippinen, das schon über 2000 Leprakranke nach langjähriger Behandlung als klinisch geheilt freigegeben hat. Jetzt wissen die Philippinen, je früher sie zur Behandlung kommen, desto rascher haben sie Aussicht auf Heilung. Auch die indische Bevölkerung strömt jetzt herbei, soweit sie orientiert ist, und bedeckt nicht mehr

ängstlich die Lepraeflecken ihrer Haut mit Kleidungsstücken. Die Inder haben das Vertrauen zum europäischen Leprologen gewonnen, daß auch diese schauderhafte Krankheit, an der rund 4 Millionen Menschen auf der Erde leiden, behoben werden kann.

„... In der *Massagebehandlung mit Percainalsalbe* haben wir nun ein Mittel, entzündliche Schmerzzustände verschiedenster Art kausal zu behandeln. Die Salbe enthält neben adstringierend wirkenden Stoffen als Anästhetikum 1% Percain. bas., ein Chinolinderivat, das in schwacher Konzentration die Gefäße erweitert und ungefähr 10mal wirksamer ist als Kokain bei zugleich wesentlich längerer Wirkungsdauer. Da die relative Giftigkeit hinter der des Kokains zurücksteht, ist die Anwendung auch für größere Flächen vollkommen gefahrlos. Eine genügend lange Massagedauer von 10 bis 15 Minuten ist dabei erforderlich, um einmal die günstige entzündungswidrige Allgemeinwirkung zu erzielen, dann aber auch, um die Garantie zu haben, daß das in der Salbe enthaltene wirksame Prinzip (Anästhesierung und Alkalisierung) wirklich zur Geltung kommt.“

„Unsere *klinischen Erfolge*, die wir mit der Percainalsalbenmassage erzielt haben, bestätigen die Richtigkeit obiger Überlegungen. Behandelt wurden u. a. *Trigeminusneuralgien, Neuritiden, Arthritiden rheumatischer und gonorrhöischer Genese. Ferner Muskelschmerzen* infolge längerer Bettruhe, *Lumbago, beginnender Dekubitus, Analjuckreiz* infolge von Hämorrhoiden und *Pruritus vulvae*.“ — „Auch bei *Polyarthritiden rheumatica* waren die Erfolge manchmal recht ermunternd.“

„*Zusammenfassend* läßt sich sagen, daß wir in der *Percainalsalbenmassage* ein Mittel haben, Entzündungszustände kausal zu behandeln.“

Aus: Wirkungsweise der Percainalsalbenmassage. Von Dr. H. Rutenbeck, Assistenzarzt (Aus der Inneren Abteilung des Evangelischen Krankenhauses in Köln-Kalk). Deutsche Medizinische Wochenschrift, 1933, Nr. 31.

Hans Prinzhorn zum Gedächtnis

Von Dr. med. Carl Haeberlin, Bad-Nauheim



Photo: Verlag Müller & J. Kiepenheuer, Potsdam

Als die Kunde kam, daß Hans Prinzhorn am 14. Juni ds. Js. kaum 47jährig in München einem Typhus erlegen sei, da fühlten alle um ihn und sein Werk Wissenden den wahrhaft tragischen und unersetzlichen Verlust. Dieser lebensvolle Mensch, Arzt und Denker, der in eigener Fülle die ewig verwandelnde Wirklichkeit froh und ehrfürchtig bejahte, der mit untrüglicher Klarheit die tiefen gestaltbringenden Unterströmungen im Seelenleben des Einzelnen wie der Völker zu erkennen vermochte, hatte weit über die Grenzen der deutschen ärztlichen und psychologischen Wissenschaft hinaus Bedeutung erlangt und war gerade im Begriff, zu neuen Geistesstaten und Wertschöpfungen auszuholen; er hätte der Zeit noch Wichtigstes zu sagen gehabt. Er kam von der Medizin, der er Entscheidendes zu verdanken hatte, und nahm die scharfe kritische Methodik gründlicher klinischer Arbeit in alle von ihm

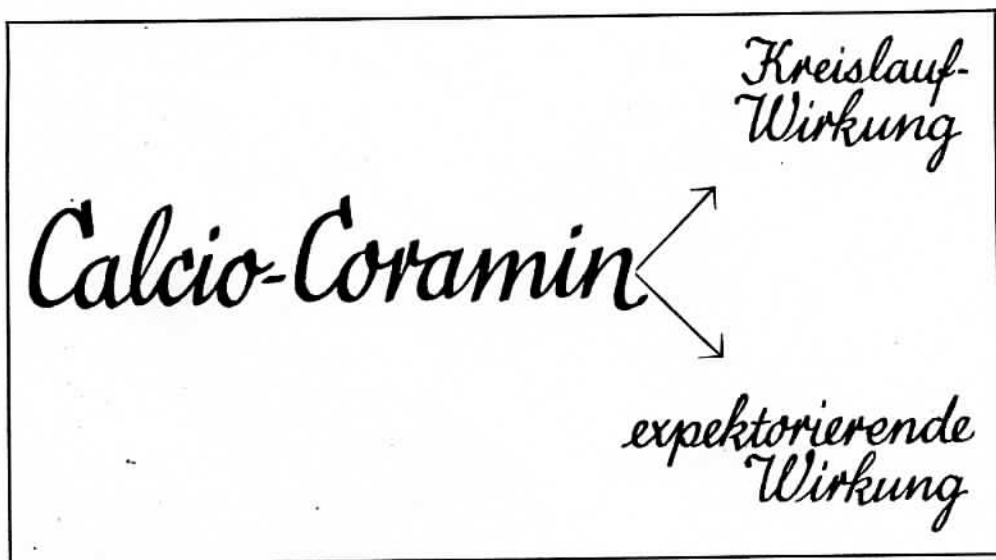
weiter ergriffenen Forschungsgebiete mit hinüber; so sehr in seinen Werken der Seelenerkenner, der Völkerforscher, der Biologe spricht, immer ist es zugleich auch der Arzt, der seine Gedanken in die Wagschale wirft.

Bei einem anderen würde man das, was Prinzhorn bisher geleistet hatte, schon ein reiches und in sich abgeschlossenes Lebenswerk nennen können — hier aber hat einer gewirkt, der jedesmal wachsend an einem schöpferischen Neubeginn stand und von dem Vieles und Großes noch zu erwarten war.

Prinzhorn, in dessen Adern das Blut bäuerlicher niedersächsischer Vorfahren floß, besaß außer dem medizinischen auch den philosophischen Dokortitel; sein Blick ging von jeher über die Grenze des gemeisterten Fachgebietes hinaus ins große Ganze des Lebens. Der erste Wurf des von der Psychiatrie herkommenden ärztlichen Denkers und Forschers war das sehr bekannt gewordene Werk „Die Bildnerei der Geisteskranken“, das nach vielen Gebieten hin — Fragen der Kunst der Primitiven und der künstlerischen Betätigung der Kinder, Problemé des Expressionismus und Erforschung der Schizophrenie — reiche Anregungen gab. Bestimmend für sein ferneres Schaffen wurde die Begegnung mit zwei Forscherpersönlichkeiten von großem Ausmaß: Freud und Klages. Mit der ihm eigenen Sicherheit des Gefühls für echten Gehalt menschlicher Werke erkannte er sehr schnell, daß der Kerngedanke der Freud'schen Psychoanalyse eine ganz große Erkenntnis bedeutete, daß nämlich das unbewußte Seelenleben in ungeahntem Maße ins bewußte Denken und Handeln hinein wirkt. Bei aller Kritik, die er in sachlicher Weise an Freud's weiteren Deutungen übte, blieb er sich immer gleich in der Einschätzung von Freud's Werk als einer psychologischen Leistung ersten Ranges und diesen Standpunkt vertritt auch das von ihm mit zwanzig Mitarbeitern herausgegebene

Werk „Die Krisis der Psychoanalyse“. Freud war ihm, gleich dem um Vieles gewaltigeren Nietzsche, dem sein Buch „Nietzsche und das XX. Jahrhundert“ gilt, der die Masken und falschen Fassaden erkennende, die eigentlichen Beweggründe menschlichen Tuns durchschauende und entlarvende Psychologe. blieb Prinzhorn dem Werk Freud's gegenüber der zwar stark bereicherte, aber stets das ihm in diesem Werk Wesensfremde ablehnende Kritiker, so fand er in Klages den zeit-überragenden Denker, dessen Erkenntnisse er durchaus bejahte, ergriffen von der weltumspannenden Größe, der metaphysischen Tiefe, der intellektuellen Redlichkeit und der ungeheuren Klarheit der gewaltigen Linienführungen von dessen immer vom Leben selbst ausgehenden Werk. Neidlos erkannte er Klages' schöpferische Größe an und wurde, vieler offener und versteckter Anfeindungen spottend, zu seinem treuesten und mutigsten Vorkämpfer. Der Reichtum von Prinzhorn's weiteren Arbeiten, die überall den Stempel des Echten, Eigenartigen und Gewachsenen tragen, ist hervorgegangen aus seiner eigenen schöpferischen Persönlichkeit, die von Klages her wesensgemäße, aufs glücklichste befruchtende Antriebe empfangen hat. So entstanden seine Abhandlungen „Um die Persönlichkeit“, sein wundervoll in sich geschlossenes kleines Buch „Leib-Seele-Einheit“, und seine weit ausschauende, den suchenden und sich mühenden Menschen zur natürlichen Geborgenheit hinführende „Psychotherapie“ (die er selbst einmal im Gespräch als Opus I bezeichnete); weiterhin seine von großer kritischer Klarheit erfüllte „Charakterkunde der Gegenwart“ und zuletzt, den Weg zu einer echten Ehrfurchtsreligionweisend, eine überaus wertvolle Zusammenfassung seiner lebendigen Leitgedanken, die um Wesen und Wachsen menschlicher Persönlichkeit gingen, die „Persönlichkeitspsychologie“.

So steht sein Werk vor uns — vollendet und doch unvollendet. Wir ahnen trauernd und schmerzlich, was er noch hätte geben können; wir danken ihm, was er uns gab.



Bücher und Zeitschriften

Das nebenstehende Bild zeigt einen Shilluk-Arzt beim Aderlaß. Er ist sehr darauf bedacht, daß sich das abfließende Blut, wie es der Ritus vorschreibt, in einem kleinen Erdloch sammelt. Das Buch „Gari-Gari“, der Ruf der afrikanischen Wildnis, von Hugo Adolf Bernatzik, Verlag von L. W. Seidel & Sohn in Wien, dem das Bild entnommen ist, schildert die Afrikareise (1927) von H. A. Bernatzik, dessen Aufnahmen zu den besten völkerkundlichen Bildern gezählt werden.



Photo: Bernatzik. Mit Genehmigung des Verlages L. W. Seidel & Sohn, Wien.

B. wollte Wildaufnahmen in der Gegend der Rudolf-Seen machen, alles war vorbereitet, da wird ihm mitgeteilt, daß wegen Eingeborenen-Unruhen sein Reiseziel gesperrt ist. Kurz entschlossen ändert er seinen Plan. In Khartoum mietet er ein Segelboot, kauft einen tapferen Ford, der auf Deck Platz finden muß und startet südwärts, um „ohne Rücksicht auf ein sensationslüsternes Publikum, naturwahre, ungestellte Bilder des sterbenden Afrika zu machen und Szenen aus dem Leben primitiver Menschen auf Film und Platte fest zu halten.“

Bernatzik besuchte elf verschiedene Volksstämme, brachte unter 1400 Photographien Erstaufnahmen von drei Volksstämmen mit, ebenso einige Erstaufnahmen von Tieren. Sein Buch schildert alle Etappen der Expedition, die B. trotz schwerer Erkrankung erfolgreich zu Ende führen konnte. Sehr interessantes völkerkundliches Material ist verzeichnet.

Die systematische Ausbeute wird leider sehr erschwert, da dem Buch ein Sachregister fehlt, ohne das völkerkundlich beachtliche Reisebeschreibungen überhaupt nicht herausgebracht werden sollten.

Das Buch enthält 160 „naturwahre“ Bilder, darunter Aufnahmen von den schönsten Menschen Afrikas, den Nuern. Auch die eleganten Gestalten der hochbeinigen Dinkakrieger werden gezeigt. Prachtvolle Aufnahmen der Shillukkrieger bei einem Totenfest u. a. m. Bilder, die man immer wieder ansehen kann.

Bambuti. Die Zwerge vom Kongo. Von Paul Schebesta. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig 1932.

Das besondere Arbeitsgebiet des Ethnologen Dr. P. Schebesta sind die primitiven Zwergvölker. Er hat 1924—25 ein Jahr lang unter den Urwald-Zwergen von Malaya gelebt und unternahm 1929 bis 1930 Streifzüge durch den Kongo-Urwald, um die verschiedenen Pygmäen-Stämme, über die bis-

her nur unzulängliches Material existierte, zu erforschen. Die Forschungsreise wurde von der „Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft“ unterstützt. — Offenbar hat Dr. Schebesta eine besondere Gabe, das Vertrauen solch primitiver und mißtrauischer Zwergvölker ziemlich schnell zu gewinnen und zu erhalten, denn es gelang ihm auch bei den Bambuti, die Lebens- und Denkweise dieser Primitiven aufzudecken.

Charakteristisch für seine Art dürfte seine Bemerkung im Schluß-Kapitel des Buches sein:

„Berichte, die sich zum Ziel setzen, fremde Völker als Kuriosa zu schildern, sie dem Leser als möglichst wesensfremd zu zeichnen, sind immer verfehlt, denn auch die unwahrscheinlichsten Sonderbarkeiten in Sitte und Brauch verlieren alles Absonderliche und Unbegreifliche, sobald man sie aus der Volksseele heraus und im Rahmen der jeweiligen Umwelt schaut und darstellt. Sie werden dann zu durchaus vernünftigen Einrichtungen.“

Das Buch Bambuti schildert den Alltag, Freud und Leid, der Zwergvölker vom Kongo und läßt den Leser die Schwierigkeiten ahnen, die eine solche Forschungsreise in sich schließt.

Der Reiherjäger vom Gran Chaco. Von Walter Burkart. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig 1932.

Ein Leben als Jäger und Goldsucher, das den Verfasser kreuz und quer vom Amazonas zum La Plata führte, wird anspruchslos erzählt. Strapazen, Entbehrungen, Widerwärtigkeiten und Krankheit können die beharrliche Kraft dieses ungebundenen Schweizer nicht brechen. Interessante Wildbeobachtungen und Jagdszenen.

Meine Jagd nach dem Einhorn. Von Bengt Berg. Verlag Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Viele kennen Bengt Berg nur als den Photo-

graphen der letzten Adler, der Wildgänse, der Seemöven und anderer Vögel. Die Jagd mit der Kamera nach dem aussterbenden Einhorn ergab unvergleichliche Aufnahmen und ein unterhaltsames Buch. Beinahe das Schwierigste und Wichtigste sind die Erkundungen und Beobachtungen, die vielen großen und kleinen Vorbereitungen, die den Tieraufnahmen vorausgehen müssen. In systematischer Bemühung muß zunächst einmal festgestellt werden, wo im Dschungelgebiet die selten gewordenen Tiere mit einiger Regelmäßigkeit wiederkehren. Dann gibt es viele Zwischenfälle und harte Geduldsproben, ehe das erste Einhorn naturwahr auf der Platte erscheint. Außer den Einhorn-Aufnahmen finden sich in dem Buch noch interessante Bilder des Dschungels und seiner Beherrscher. —ck

Negertypen des schwarzen Erdteils, 65 Bilder, eingeleitet von Meg Gehrts Schomburgh.

Ein reizendes, kleines Bilderbuch aus der Schaubilder-Sammlung des Orell-Fußli-Verlages (Zürich, Leipzig). Typen aus dem belgischen Kongo wechseln mit solchen aus Zentral-, Ost- und Südafrika. Den Abschluß bilden eindrucksvolle Aufnahmen von Dinka-, Shilluk- und Nuer-Leuten. Manche Typen wirken fast bedrückend in ihrer Fremdartigkeit, zu der keine Brücke führt. Andere sind sofort nahe und verständlich — scheinbar verständlich! Ist man dem Watindiga-Jäger nicht schon einmal begegnet in irgend einer Männerrunde, die gerade schmunzelnd einen Witz quitierte? Und der Mbula Mann mit dem ausdrucksvollen Kopf? Der ist doch Vorsitzender in einem klein-städtischen Verein und kämpft mit Energie dafür, daß die Vereinssatzungen erbarmungslos innegehalten werden! — Nein, wir verstehen sie nicht, diese fremden Gesichter, — aber es ist reizvoll, einige von ihnen so zu betrachten, als seien sie nicht fern und fremd. —e—

Südsee, Urwald, Kannibalen. Reisen in den neuen Hebriden und Santa-Cruz-Inseln von Felix Speiser. Verlag Strecker und Schröder, Stuttgart 1924.

Viele Ethnologen veröffentlichen nach Rückkehr von einer Forschungsreise einen populären Reisebericht und geben die eigentlichen Forschungsergebnisse in Fachblättern und Vorträgen den sachverständigen Kreisen bekannt. Die Reiseschilderungen von Speiser sind besonders anschaulich geschrieben, sie lassen den Leser miterleben und durch eine schlichte Offenheit den Forscher selbst erkennen, der mit stiller Begeisterung, nüchtern und wachsam sein Ziel sucht und trotz hemmender Zufälle findet. Mancherlei interessante Beobachtungen über die Gesundheitsverhältnisse der besuchten Stämme, ihre Krankheitskenntnis und Krankheitsabwehr. Ein vorbildliches Sachregister.

Der göttliche Ruf. Robert Mayers Leben und Werk. Roman. Von Ludwig Finckh. Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart-Berlin.

Mit seiner behutsamen Feder zeichnet Ludwig Finckh, der Arzt und Dichter, das Leben des Oberamts-Arztes Robert Mayer zu Heilbronn. Robert Mayer erkannte und bewies als Erster das Gesetz von der Erhaltung der Kraft. Die offizielle Wissenschaft nahm entweder keine Notiz von ihm, oder lehnte seine Darstellungen als Phantasterien ab. Da er keinen Verleger fand, mußte er seine Schriften auf eigene Kosten bei einem kleinen, unbekanntem Verlag erscheinen lassen. Er wurde als geisteskrank behandelt, bis dann endlich, endlich der Umschwung kam und die Anerkennung und Wertung seiner Arbeiten brachte. Aber lange Zeit war in den Nachschlagebüchern und Zeitschriften nur die Rede von dem im Irrenhaus verstorbenen Robert Mayer. Der Totgesagte erschien dann bei einer Naturforscher-Versammlung und veröffentlichte neue Arbeiten in einer volkstümlichen Zeitschrift. Jetzt kamen, kaum von ihm beachtet, Auszeichnungen, Titel und Würden. — Vieles hat Finckh's zarte Hand mit milder Farbe gemischt. Es bleibt auch so genug Unbegreifliches und Erschütterndes in dem Schicksal dieses Mannes, der neben Galilei, Kepler und Newton steht. —r.

Die neue Zeitschrift „*Minotaure*“, Revue artistique et littéraire (Paris, Edition Albert Skriba) bringt in Nummer 2 Berichte über die französische Afrika-Expedition Dakar-Djibouti (1931—33), die vom ethnologischen und naturhistorischen Institut in Paris organisiert und mit Hilfe des Staates, der Rockefeller Foundation und anderer namhafter Stellen finanziert wurde. Es wird u. a. berichtet über die Beschneidung bei den Wasamba, über aethiopische Amulette und eine abessinische Geheimsekte, die sich um erkrankte und leicht in Trance zu versetzende Frauen gruppiert. Solche Sekten, bei denen dem krankheitserzeugenden Geiste Opfer gebracht werden, konnte die Expedition auch im Sudan, im nördlichen Aethiopien, und in anderen Gegenden feststellen. Ausgezeichnete Bilder!

„Länder, Völker und Reisen“ das sind die Themen der Monatszeitschrift „*Atlantis*“. Sie bringt weder durch Statistiken erdrückte Berichte, noch langatmige Länderbeschreibungen, auch nicht das, was man früher unter „Reisebeschreibungen“ verstand, sondern in ausgezeichneter Wahl lebendige Schilderungen von all dem, was den Gebildeten an Völkern, Stämmen, Stadt und Land kulturell, künstlerisch oder in anderer Richtung interessieren kann. Schöne, wertvolle und interessante Bilder ergänzen und erweitern die Texte. Wer sich für Völkerkunde und kulturhistorische Fragen im allgemeinen Sinne des Wortes interessiert, wird von der Zeitschrift „*Atlantis*“ begeistert sein. Verlag der Atlantis; Schweiz: Fretz & Wasmuth, Zürich; Oesterreich: Herausgeber Robert Mohr, Wien I.

Verlag und Redaktion:

Wissenschaftliche Abteilung der Gesellschaft für Chemische Industrie in Basel (Schweiz)